



Steffen
Mensching

Schermanns
Augen ROMAN

WALLSTEIN

Steffen Mensching
Schermanns Augen

Roman

Leseprobe



WALLSTEIN VERLAG

Ich wusste nicht, daß Menschen sterben. Ich glaubte, die Großen würden wieder klein, wenn ich erwachsen wär.

Maria Osten *Ballade der Kindheit*

Der Mensch ist ein Wesen, das sich an alles gewöhnt; ich glaube, das ist die beste Definition für ihn.

Fjodor Dostojewski *Aufzeichnungen aus einem Totenhaus*

Der Mensch denkt, aber der Nebenmensch lenkt. Er denkt nicht einmal so viel, daß er sich denken könnte, daß ein anderer denken könnte.

Karl Kraus *Beim Wort genommen*

Geht doch jeder Mensch sein Leben lang mit seiner gefesselten Bestie herum, die draußen an den Ketten zerrt oder daheim an den Stäben des Käfigs rüttelt.

Wilhelm Stekel *Masken der Sexualität*

Ein Mensch zu sein, heißt für jeden, seinen Anteil an der Komödie auf ein Minimum zu reduzieren.

André Malraux *Rede auf dem Kongress zur Verteidigung der Kultur 1935*

Bildet der Mensch die Schrift, so bildet uns die Schrift wieder den Menschen ab.

Rafael Schermann *Die Schrift lügt nicht*

... Obwohl die Sperrstunde durch Schläge gegen das Schienenstück eingeläutet worden war, näherten sich Stimmen dem Lazarett. Was gerufen wurde, blieb undeutlich, doch war die Aufregung groß genug, um Kolja aus seinem Verschluss zu locken und ins Freie treten zu lassen. Wenig später wurde ein Urka hereingeschleppt, von vier Männern gehalten. Otto erkannte ihn sofort: Galanskow, Oleg, der Barackenchef von Nummer 2, Uspechins Widersacher. Die Gesichter der Männer waren blutverschmiert, aber verwundet war nur er. Haferkorn, heißes Wasser, schnell, befahl der Sanitäter in einem Moment verblüffender Geistesgegenwart. Der Verletzte warf sich hin und her, trat aus und fluchte wie ein Irrer. Otto sprang auf, griff sich den Topf und stürzte vor die Tür. Weiße Nacht. Dunkle Flecken im Schnee. Er machte, dass er zurück ins Warme kam. Kaum hatte er den Wassertopf auf den Kanonofen gestellt, als ihn Kolja ins Kabuff rief. Zwei Urki lungerten an der Tür, zwei andere sorgten dafür, dass ihr Anführer auf dem Hocker des Sanitäters sitzen blieb, den Kopf in den Nacken geworfen, die Augen zusammengekniffen. Petrenkow packte sein Handgelenk und öffnete die Faust. Zwei Finger fehlten. Abgequetscht oder abgeschnitten. Doch hatte der Bestatter die Grußformel der Baumfäller beherzigt: *Schneid dir nicht den Daumen ab*. Als sich Otto bei Nikulin erkundigte, was der Spruch bedeutet, hatte der Richter geschwiegen. Hat man von dir Fingerabdrücke genommen? Die Frage stellte Zederbaum. Mehrmals. Gleich bei der Registratur in der Lubjanka, sagte Otto, war er fotografiert und vermessen worden, am Ende nahm man seine Abdrücke. Von welchen Fingern? Er hob die Hand, Zeigefinger, Mittelfinger, Ringfinger, kleiner Finger. Michail Ossipowitsch nickte. Der Daumen ist der einzige, den sie nicht kennen, deswegen sollst du auf ihn besonders achten. Der Sanitäter holte einen Strick aus dem Schubfach. Um den Blutfluss zu stillen, musste der Urka die Wattejacke ausziehen. Er weigerte sich. Willst du verbluten, Idiot? Wachsen kannst du auch mit drei Fingern. Hier, trink. Der Feldscher presste ihm einen Blechbecher an die Lippen. Scheuchte die Urki davon. Hier gibt's für euch nichts

zu tun. Nimm seinen Unterarm. Pass auf, dass er die Hand nicht wegreißt. Otto tat, was ihm gesagt wurde. Petrenkows Tonfall war ungewohnt sachlich, fast vertraut. Mit dem Strick wurde der Bizeps abgeschnürt. Die Nadel ist stumpf, vom Betäubungsmittel nur noch ein Rest übrig. Kolja tränkte einen Lappen mit reinem Alkohol und drückte den Knebel dem Verletzten zwischen die Zähne. Draufbeißen. Bevor er zum ersten Stich ansetzte, nahm er selbst einen Schluck. Der Lappen dämpfte die Schreie. Galanskow war ein Hüne, zwei Meter groß, klapprig. Seine haarige Brust bot Platz für viele Tätowierungen. Nackte Frauen mit Handschellen. Ein Teufel mit dem Sowjetstern zwischen den Hörnern, in der Wolke, die dem Arsch entwich, las Otto die Losung *Ruhm und Ehre der WKP (b)*, ein Adler, ein Kreuz, ein Berg mit Totenschädeln, Hammer und Sichel, *SLON*. Die Abkürzung bedeutete nicht, dass sich der Bandit für afrikanisches Großwild begeisterte – Slon war der russische Name für Elefant –, sondern dass er genug Zeit im Lager-Komplex auf den Solowezki-Inseln verbracht hatte, um sich die Tätowierung zu verdienen. Auf dem rechten Oberarm prangten zwei fein gestochene Augen, darüber der Spruch: *Ich sehe das Leben wie es ist*. Darunter: *Scheißefresser*. Oleg Galanskow saß wegen Mordes. Er hatte für den Staatlichen Bestattungsbetrieb in Tambow gearbeitet und mehrere Weiber umgebracht. Wenn er mit seinem Gehilfen in die Häuser kam, um Verstorbene abzuholen, forderte er alleinstehende Witwen auf, Abschied zu nehmen. Wenn sich die Alten über den Sarg beugten, um ihren Männern den letzten Kuss zu geben, erschlug er sie von hinten mit dem bereit liegenden Hammer. Die Leichen wurden übereinandergepackt. Ein letzter Beischlaf. Alle Wertsachen, Geld, Schmuck, Schnaps, wurden eingesackt. Die Sache flog auf, als bei einer Bestattung das Seil riss, der Sarg in die Grube stürzte und zerbrach. Pfuscher. Zu kurze Nägel, zu dünne Bretter. ...

Während der Chef der zweiten Brigade, der ehemalige Bestatter und rechtmäßig verurteilte Raubmörder Galanskow, auf seiner Pritsche im Fieberwahn stöhnte, berichtete Otto dem Polen, was zwischen den rivalisierenden Banden vor-

gefallen war. Uspechin hatte den Kontrahenten auf ein Spielchen eingeladen. Es war nicht sein erster Versuch, mit ihm abzurechnen. Bislang hatte sich der Tambower aus der Affäre herausreden können, er vertraue dem Blatt nicht, das der Pate im Angebot hatte. Eine Jungfer, ein ungezinktes Kartenspiel, war im Lager eine Rarität. Man konnte hier alles Mögliche herstellen, aber keine identischen Karten. Der Pate hatte deshalb alle Hebel in Bewegung gesetzt und von draußen einen fabrikneuen Satz besorgt. Jetzt gab es für Galanskow keinen Grund mehr, sich zu drücken. Lehnte er das Angebot weiterhin ab, würde man ihn der Feigheit bezichtigen, und sein Einfluss schwände noch schneller. Es brodelte sowieso schon in seinen Reihen. Treue Anhänger muckten auf. Die Diebe, Totschläger, Vagabunden, Blütenmacher, Zuhälter und Sittlichkeitsverbrecher aus Baracke 2 und 3 sahen nicht ein, warum sie jeden Morgen fünf Kilometer ans Bahngleis oder in die Taiga ziehen sollten, während die Diebe, Totschläger, Vagabunden, Blütenmacher und Zuhälter aus Baracke 5 (Frauenschwänder wurden von den Blatnych verachtet und ausgegrenzt) in der Behausung blieben, ohne auf die Schwerstarbeiterzulage verzichten zu müssen. Galanskows letzter Trumpf, die in Aussicht gestellte Amnestie für Stachanow-Arbeiter, stach nicht mehr. Wann soll die stattfinden, lästerte der Pate, am Sankt-Nimmerleins-Tag? Uspechin spürte die Schwäche des Gegners. Öffentliche Demütigung würde den Verfall seiner Macht beschleunigen. Sollte er, Boris Jegorowitsch, das Spiel verlieren – eine Möglichkeit, die er im Grunde ausschloss –, würde ihm die Niederlage kaum schaden. Indem er lässig zahlte, konnte er den Galanskow-Leuten zeigen, dass man auch ohne Normerfüllung zum reichsten Mann Arteks werden konnte. Widerwillig stimmte der Totengräber zu. Unter der Bedingung, dass der Kampf in seiner Baracke ausgefochten würde. Die Regeln waren klar: Poker, klassisch, fünf Karten, zweimaliger Austausch gestattet. Mindesteinsatz zehn Rubel. Erhöhte der Gegner, wurde beim nächsten Einsatz der doppelte Betrag gefordert. Als Unparteiischer fungierte ein *Frajer*, der ehemalige Häftling Boris Nikititsch Trufulski, der das Werkzeugdepot

im ITL 47 verwaltete, ein sechzigjähriger Buchhalter aus dem Swerdlowsker Bezirk, dem Spielsucht und Alkoholismus zum Verhängnis geworden waren, woraufhin er, um seine Schulden zu begleichen, die Kasse der Genossenschaft geplündert hatte. Nach drei Jahren Artek war er entlassen worden. Blieb aber in Verbannung. Freigänger. Im Lager angestellt. Er war bei den Wachen und den Häftlingen gleichermaßen gut gelitten. Als Lieferant seltener Waren (Wodka, Parfüm, Schokolade) konnte er sein karges Gehalt aufbessern. Trifulski überreichte die Karten. Zweiundfünfzig Stück. Galanskow drehte jede einzelne hin und her, die Inspektion zog sich in die Länge, so dass Uspechins Anhänger – dreißig Mann waren als Gäste zugelassen – dumme Sprüche riefen. Brauchst du eine Brille? Willst du bis zur Amnestie warten?, rief Pawel Wolkow, ein Räuber aus Orjol. Kannst du bis fünf zählen? Der Pate hob den Arm. Sofort trat Ruhe ein. Der Kampf begann. Das erste Spiel verlief kurz und spektakulär. Der Gastgeber tauschte eine Karte und setzte dreißig Rubel. Der Pate schob drei 20er-Scheine zum Spielmacher und ließ sich eine ganze Hand geben, fünf Karten. Galanskow erhöhte das Gebot auf einhundertzwanzig Rubel. Sein Gegenüber ging notgedrungen mit, passte und zeigte, was er in den Fingern hielt. Herzlich wenig. Zwei Sechsen, eine Zehn, ein Bube, Kreuzass. Galanskow trank seinen Schnaps aus und blätterte mit unbewegter Miene das Herzass und alle Damen auf den Tisch. Ein Raunen ging durch die Reihen. Trifulski schob ihm den Gewinn zu und füllte die Gläser nach. Um die Sache abzukürzen, die Eröffnungsrunde war die einzige, die der Chef der zweiten Brigade für sich entscheiden konnte. Nach knapp zwei Stunden hatte er Bargeld, Messer, Uhr, sein Sturmfeuerzeug und einen Goldring mit Drachenkopf verzockt. Der Pate schlug eine Killerpartie vor, ein Spiel um alles oder nichts. Falls Galanskow gewann, erhielt er seine Einsätze zurück, wenn nicht, befand er sich vollständig in der Hand seines Gegners. Uspechin durfte mit ihm machen, was er wollte, außer ihn töten. Trifulski mischte das Blatt. Geld wurde nicht mehr gebraucht. Der Pate nahm zunächst zwei Karten, der Bestatter, der trotz seines Wodkakonsums blass

war, forderte die gleiche Anzahl. Beide musterten sich. In der Baracke herrschte Totenstille. Boris Nikititsch saß zwischen den Spielern, den Stapel in der Hand, bereit zum Verteilen. Galanskow schüttelte den Kopf. Der Pate tauschte – die Versammlung hielt den Atem an – sein komplettes Blatt aus. Der Hausherr tat, als ließe ihn der Schritt kalt. Er wartete auf das Zeichen des Schiedsrichters und legte, als Trufulski nickte, drei Achten, Herz, Pik und Kreuz, auf die Tischplatte. Boris Jegorowitsch warf seine Karten wie Dreck dazu. Zunächst sah man nur rote Zeichen, Karos, aber beim genaueren Hinsehen entpuppte sich der Haufen als unglaublicher Coup: Sieben, Acht, Neun, Zehn, Bube. Ein meisterlicher *Straight Flush* oder, wie es bei den Russen hieß, *Strit flesch*. Die Vertreter der fünften Brigade brüllten wie Rinder auf der Schlachtbank. Der Pate griff sich die Wodkaflasche, goss erst Trufulski, dann dem geschlagenen Mitspieler, schließlich sich selbst die Blechtasse randvoll, prostete der Runde zu, trank und begann seinen Gewinn einzupacken, erst den Ring, dann Feuerzeug, Taschenuhr und achthundert Rubel. Das Schnappmesser schob er mit beinahe zärtlichem Lächeln über den Tisch. Galanskow erhob sich blitzschnell, stützte die linke Hand auf den Tisch, hielt in der rechten den Dolch. Die Klinge sprang heraus. Zwischen der Messerspitze und Uspechins Nase war kein halber Meter Luft. Der schlaksige Urka musste sich nur mit der Masse seiner hundertfünfzig Pfund nach vorn fallen lassen. Der Pate rührte sich nicht. Stattdessen schlug plötzlich das Messer mit Wucht auf die Tischplatte. Ein Hieb durchtrennte die Knochen. Blut überschwemmte die Karten und die Zigarettenschachtel des Unparteiischen. Galanskow hatte noch die Kraft, die abgetrennten Fingerglieder mit der Klinge dem Paten in den Schoß zu schnipsen, dann sackten ihm die Knie weg, er fiel wie ein Sack auf den schlierigen Boden.

Der Mensch ist eine Bestie, sagte Schermann, domestiziert, aber das Raubtier schläft nur. Deshalb wende deinen Mitmenschen nie den Rücken zu, suche immer ihren Blick. Wie ein Zirkusdompneur. Mein Freund Dr. Stekel, der Psychiater, behauptete einst in seinem Garten in Bad Ischl: Kultur ist nur gut

funktionierende Hemmung. Der kryptische Satz bedeutet genau das: Schau ihnen stets in die Augen. Dort siehst du alles. Ob sie lügen oder übertreiben, dich hassen, dir glauben, zweifeln oder hoffen, die Angst, das Begehren, die Laster, Trunksucht, Kokain, geschlechtliche Verirrung, Nervosität, Kälte, Rachsucht, Gefühlsduselei, ihre Dumpfheit, ihre wirkliche oder eingebildete Klugheit. Der Alte hatte sich an ihn herangeredet. Wollte er ihn hypnotisieren? Da war er an den Falschen geraten. Otto glaubte nicht an solchen Hokuspokus. Schermanns Augen waren dunkel, fast schwarz, die Iris gelblich, wie dünnes Leinöl, mit blutroten Haarrissen, eitrig verklebt. Er redete zwar wie aufgezogen, aber in seinem Blick lag Erschöpfung. Ich verrate dir was, mein Junge, etwas, das ich noch niemandem verriet, einen Gutteil meiner Erfolge verdanke ich der Tatsache, dass ich in fremden Augen zu lesen verstand. Ohne diese Kunst wäre ich nie der geworden, der ich bin, ich würde sogar so weit gehen zu behaupten, dass ich ohne sie längst tot wäre. Ich denke, Sie sind Graphologe, wagte Otto einzuwenden. Bin ich auch. Vielleicht der beste. Meine Begabung aber ist umfassender, gleichzeitig bin ich Physiognomiker, Gestenkenner, Habituant. Die Schrift ist der Ausgangspunkt, der Ort, an dem die Suche beginnt. Hier nimmt der Hund die Fährte auf. Hast du je vom Muskellese gehört? Cumberlandismus. Eine Kunst. Paulsen, Rolf di Novi, Steinschneider und Moecke erreichten darin Perfektion. Vor dem Weltkrieg habe ich mit dieser Technik einige Monate experimentiert. Es ist kein Trick im eigentlichen Sinn, eher ein Fall von Beobachtungstelepathie, die dem Auffinden versteckter Gegenstände dient. Damit die Zuschauer glauben, man folge nur der inneren Eingebung, werden dem Telepathen die Augen verbunden. Seine einzige Hilfe ist der Arm oder die Hand, die ihn zum Objekt *führt*. Leider hat das Wort Führer seinen unschuldigen Klang eingebüßt, hier steht es mit vollem Recht. Der Muskelleser muss mit der Person, die er nur zaghaft berührt, engsten Kontakt halten, jede Bewegung, alle Zuckungen ihrer Muskeln, wenn nicht Nerven, registrieren. Da der Adjutant um den Ort des Verstecktes weiß, wird er unwillkürlich

die Absicht verfolgen, den Telepathen vom Ziel fernzuhalten. Dieser sollte also stets in die Gegenrichtung derjenigen streben, in die ihn der Führer zu lenken hofft. Ich unternahm sogar Versuche, bei denen der Leithammel ein Automobil steuerte, während ich auf dem Beifahrersitz seine Hand hielt. Also sind Sie ein Scharlatan, warf Otto ein, so etwas wie ein Trickbetrüger? Warum ist es für Leute deiner Gesinnung typisch, die Welt stets in ein So-oder-so einzuteilen, antwortete Schermann säuerlich. Liebäugelt ihr Kommunisten nicht mit dem Phänomen der Dialektik? Die Welt ist nicht billig zu haben. Ich habe Fabulanten erlebt, in denen die Kraft des absolut Genialen schlummerte. Ich sehe die Schrift und erkenne Gefahren, Schwächen, Veranlagungen. Jedes Leben birgt in sich die Chance, zu scheitern, sich aufzureiben, schuldig zu werden. Die Irrwege sind nicht gottgegeben. Das ist nicht Gottes Aufgabe. Er hat Besseres zu tun. Du fragst, wie ich arbeite? Ich entwickle Pläne, entwerfe Möglichkeiten, wohin die Reise gehen könnte. Gebe quasi Verhaltensregeln aus. So wie ich einem Provinzler, der von Wien nach Reichenbach fährt, sagen werde, vergiss nicht am Wilson-Bahnhof auszusteigen und den Perron zu wechseln. Diejenigen, die sich an meine Ratschläge halten, werden am Ende dort anlangen, wo ich sie sehen möchte, an einem glücklichen Ziel, diejenigen, die scheitern und mich hernach anklagen, indem sie verkünden, Schermanns Visionen seien nur Hirngespinnste oder Lügenmärchen, haben bloß meine Tipps in den Wind geschlagen. Das ist so, als würde man ein Auto mit Wasser auftanken und sich dann beschweren, dass es nicht fährt. Pläne sind dazu da, umgesetzt zu werden, wenn die Menschen die neue Gesellschaft nicht errichten, wird sie ewig die alte bleiben. Verstehst du, kleiner Bolschewik, schlussendlich entscheidet nur Massel, ob einer zum Propheten wird oder in der Gosse landet. Nicht selten geschieht den Größten beides, sieh mich an. Schermann streckte sich und zog die Decke bis zum Kinn. Otto glaubte ihm kein Wort. Verwirrend war nur die Ruhe, mit der sein Nachbar die Behauptungen vortrug. Er schien von seiner Wirkung überzeugt. Wenn Sie so ein Genie sind, sagte der Deutsche in vorsichtigem

Stakkato, wieso stecken Sie dann dermaßen in der Klemme? Großartige Frage, höhnte der Alte, weil in diesem Land kein Markt für Visionen besteht, der Staat hat sich das Zukunftsmonopol unter den Nagel gerissen, Apparatschiks mischen überall mit, wie ein Londoner Schattenkabinet. Die Intelligenzija ging ins Ausland, wurde erschossen, sitzt im Lager oder ist so verschüchtert, dass sie Metaphysik fürchtet wie der Teufel das Weihwasser. Ich kannte einige Russen, die sich für Graphologie begeisterten, Aksjonow, Meyerhold, die Blawatskaja, Djagilew, Eisenstein. Eigentlich ist die russische Seele durch ihre bäuerliche Verwurzelung für Übersinnliches prädestiniert. Eisenstein? Etwa der Filmregisseur? Ebenjener, sagte Schermann, wir trafen uns am Stammtisch von Frau Lasker im *Café des Westens*, unweit meiner Wohnung, und wurden gute Freunde. Das können Sie sonst wem erzählen, meinerwegen dem Kommandanten, aber nicht mir, Eisenstein ist Marxist, Revolutionär, Künstler des Volkes, Stalinpreisträger. Alles richtig, zweifellos, er liebt seine Masken, trotzdem, wenn er wissen wollte, wie es um ihn stand, schickte er mir ein paar Zeilen mit der Bitte um Analyse. Wann zuletzt? Eine Postkarte nach Paris, im Spätsommer 1938. Zwar schrieb ich ihm drei Mal aus Lemberg, doch zweifle ich, dass die Post die Zensur passierte. Wo lebt er denn, Ihr Freund? In Moskau natürlich. Hätte man mir mein Adressbuch nicht geraubt, könnte ich dir die genaue Anschrift mitteilen. Otto meinte den Namen tatsächlich gelesen zu haben. Seine Handschrift war so weich wie sein Gemüt, ein schweres Kind, ungelenkt und verspielt, mit Phantasie begabt und gestraft. In die kyrillischen Verschlingungen mischte sich eine Spur lateinischer Sachlichkeit. Die G und L und Weichheitszeichen waren kaum zu unterscheiden. Das Angedeutete, Verhuschte nahm mit den Jahren zu, ebenfalls die unbegründeten Lücken innerhalb der Worte. Abgründe, die er überwinden musste. Ich sagte Sergej Michailowitsch, auf ihn komme Unbill, Verrat, Einsamkeit zu, ein Knabe, um den er sich rührend kümmerte, würde ihm entrisen, dessen Erwachsenwerden zu begleiten sei ihm nicht vergönnt. Auch sah ich mich gezwungen, ihm mitzuteilen,

dass er sich mit Aufgaben, die ihm wichtig seien, beeilen müsse, da er wie sein Vater, ein Architekt, der in Berlin lebte, nicht alt werden würde, höchstens fünfzig. Das haben Sie ihm gesagt? Selbstverständlich, wir sind, wie erwähnt, einander sehr verbunden. Was hat er geantwortet? Dass ihm dies keine Neuigkeit sei. Und: Wer in diesem Land alt werde, habe grundsätzlich etwas falsch gemacht.

Der Alte war bereit, seine Fähigkeiten durch einen Versuch darzustellen. Dafür brauchte er allerdings die Handschrift einer ihm unbekanntem Person, die Schrift Ottos, den er, wie er behauptete, inzwischen zur Genüge kannte, zu interpretieren, würde er sich nicht entblöden. Die Vorlage könnte auch in Kyrillisch sein, der Inhalt wäre für die Analyse belanglos. Glücklicherweise kann ich mit einem Schriftstück dienen, erklärte Otto. Es seien aber nur wenige Zeilen, besser gesagt zwölf Wörter. Das langt hin, antwortete Schermann, hoffentlich reicht meine Kraft, eigentlich muss ich, um erfolgreich zu arbeiten, erholt, ausgeschlafen und in seelischem Gleichgewicht sein, in einem Zustand also, der meinem augenblicklichen Befinden grundsätzlich widerspricht. Sieh an, dachte Otto, der Meister dämpft die Erwartungen, bevor das Experiment begonnen hat. Frisch ans Werk, solange wir Licht haben, fuhr der Pole fort, präpariere deinen Brief oder was immer du bei dir trägst, so dass ich weder das Geschlecht des Verfassers lesen noch deduzieren kann, in welchem Verhältnis ihr zueinander steht. Otto drehte ihm den Rücken zu, fingerte Marias Zettel aus dem Saum der Wattejacke und faltete das Papier in der Mitte. *Besuch mich, wenn Du Zeit hast und Mumm.* Der Alte nahm die Notiz, warf einen Blick auf die Zeile, ließ die Hände sinken, richtete den Oberkörper auf und saß steif wie ein Buddha. Die Gesichtszüge spannten sich, ein Zucken ließ die Stirn vibrieren, die Augen, die eben noch müde, aber klarblickend gewirkt hatten, wurden trübe, als schauten sie nach innen. Dieser Teil der Aufführung – nichts anderem glaubte Otto beizuwohnen – war ungewöhnlich und mit Überzeugung dargeboten. Dass in dem Greis ein passabler Schauspieler steckte,

wusste er spätestens seit dem Verhör in Kosinzews Büro. Diese Frau hat es dir gründlich angetan, so viel ist sicher. Schermann redete flüssig, aber mit Unterbrechungen, als läse er einen schwer entzifferbaren Text von einer entfernten Tafel ab. Im Urheber der acht Wörter eine weibliche Person zu entdecken war noch kein überzeugendes Resultat. Marias Schrift war zu offensichtlich feminin. Ein erstaunliches Geschöpf, das nicht eigentlich zu dir passt, fuhr der Graphologe fort, ich glaube, sie ist älter, ja, um einiges älter, aber noch frisch, ein reifes Mädchen in den Kleidern einer Dame, sie bemuttert dich, aber eure Beziehung ist anders, verworren, es sind noch andere Männer im Spiel, aber am Ende konzentriert sich alles auf dich. Seine Rede geriet immer abgehackter, atemlos, als wollte er rasch zu Ende kommen. Ein Tausendsassa, eine Künstlerin, völlig ungebunden, kurze Haare, Bubikopf, kleidet sich extravagant, pfeift auf die Tagesmode. Eine Garçonne, reist viel, immer unterwegs, schwer zu fassen, liebeshungrig, auch erotisch, vor allem seelisch, ein früh verletztes Kind, besitzt eine unstillbare Sehnsucht nach Kindern, der Vater war ein Klotz, wenn nicht Säufer. Sie schreibt viel, die Buchstaben sind flüssig, elegant, aber bewahrt sich ihre Naivität, leichte runde Linien. Diese Frau, lieber Otto, ist ein Glücksfall, ein Hauptgewinn. Auch Hasard. Leider entfernt ihr euch immer mehr voneinander. Wie anders, zehn Jahre ohne Schreib-erlaubnis, rutschte es Haferkorn heraus, uns trennen Hunderte Kilometer. Berlinerin, sagte der Alte. Falsch, widersprach Otto. Doch, ich sehe sie an der Spree, beharrte der Graphologe, sie muss dort gelebt haben. Einige Jahre, räumte Otto ein, sie ist ausgerissen von zu Hause, zu Hanna, ihrer großen Schwester, in die Hauptstadt geflohen. Was sie sich in den Kopf setzt, macht sie. Keine Schönheit, aber so blitzhübsch, dass die Männer der Reihe nach umfallen. Klug, mehrsprachig, ein gutes Auge. Politisch. Radikal. Dabei ein Hasenherz. Das sehen Sie alles? Wo? Ihr seid euch hier begegnet, in Russland. In Moskau, im Verlag, in der Redaktion. Irgendwas stand euch im Weg, das ist deutlich, andere Verehrer, nein, etwas anderes. Hier wird die Schrift unklar. Hast du weitere

Briefe? Otto verneinte. Schade, ein treuer, dankbarer Mensch. Ihre Ehe war ein Kampffeld. Leider hat sie mit ihren Liebesgeschichten wenig Glück. Du musst dich um sie kümmern, Otto, diese Person ist ganz auf sich gestellt und braucht eine Stütze. Häftling Nummer 80824 war sprachlos. Woher wusste er das? Zündete der Kerl Nebelkerzen, die ihm, Otto, wie Erleuchtungen schienen, las er aus seinen Reaktionen Anhaltspunkte und fabulierte sie weiter? War er ein gewiefter Betrüger oder tatsächlich Chiromant? Bin ich hingegangen? Er stellte die Frage im Duktus eines Richters. Bin ich der Einladung gefolgt? Verehrter Freund und Leidensgefährte, das kann ich dem Zettel nicht entnehmen, er wurde vorher verfasst. Aber natürlich bist du hingegangen. Vermutlich bist du hier, weil du hingegangen bist. Diese Frau ist gefährlich, ein Spinnennetz, sie tut Dinge, die andere in ähnlicher Lage nie tun würden, sie ist selbstgefährdend aufrichtig. Wen sie einmal ins Herz geschlossen hat, der bleibt dort für immer, egal, wie sich die Umstände entwickeln. Otto atmete aus. Sie haben recht, Schermann, auf den Punkt recht.

Maria Osten, ein Pseudonym, erklärte Otto, eigentlich Maria Emilie Alwine Greßhöfner. Hatte einen Russen geheiratet, das heißt sogar zwei Russen, von dem ersten, einem Filmmacher, wisse er nur wenig, der zweite, Kolzow, Michail, war eine sowjetische Legende. Ob die Ehe amtlich registriert war, könne er nicht mit Verlässlichkeit sagen, doch lebten die beiden einige Jahre als Paar zusammen, in Berlin, Moskau, Paris, Barcelona. Im Dezember 38, als Kolzow verhaftet wurde, galten sie bereits als getrennt. Trotzdem kehrte Maria per Schiff in die Sowjetunion zurück. Um die Angelegenheit, wie sie sagte, aufzuklären. Ein Irrsinn. Wo doch jeder wusste, dass in solchem Fall nichts zu machen war. Freunde hätten sie gewarnt, sagte Otto, sogar Feuchtwanger wollte sie abhalten, der noch wenige Monate zuvor den Prozess gegen Pjatakow, Radek und Konsorten, die Sowjetjustiz insgesamt, als Beispiel sozialistischer Gerechtigkeit gepriesen hatte. Im April 39, wenige Tage vor ihrer Abreise, schenkte er Maria fünftausend

Rubel, eine Wahnsinnssumme, wohl weil er ahnte, dass sie ein finanzielles Polster brauchen konnte. Sie reiste mit José oder Jusik, einem fünfjährigen Waisenkind, das sie in Spanien adoptiert hatte. Moskau zeigte ihnen im heißesten Sommer ein eiskaltes Gesicht. Diejenigen, die ihr bereitwillig alle Türen geöffnet hatten, solange sie Kolzows Gefährtin war, die Favoritin des *Prawda*-Redakteurs, Politikkommissars, Fliegerhelden, verschlossen jetzt Büros und Wohnungen, weil sie als die Gespielin des Verräters, Trotzlisten, Spions, Schmarotzers Friedland galt, der den Kampfnamen Kolzow nur angenommen hatte, um seine soziale Herkunft zu verschleiern. Otto hatte sie in ihrer Glanzzeit ein paar Mal gesehen, von fern, als stiller Bewunderer. Viele Männer waren in sie vergafft. Wenn die Redakteure der *DZZ* wussten, dass die Osten zur Chefin kam – Maria und Julia Annenkowa waren Freundinnen –, zogen sie ihre besten Hemden an und rieben sich Kölnisch Wasser auf die Handgelenke. Im Dezember 1936 hatte sie Lion Feuchtwanger auf seiner Reise nach Moskau begleitet, war mit Ernst Busch in die Republik der Wolgadeutschen gereist und ging als Sonderberichterstatlerin der *Zentral-Zeitung* nach Spanien. Otto hatte alle ihre Artikel gesetzt, da ließ er keinen anderen an die Linotype: *Spanische Jugend, Von den Kämpfen in Casa del Campo, Drei Überläufer, Frühling in Madrid*. Er sah sie vor sich – er kannte Fotos – in Uniformbluse, verschwitzt, die Leica vor der Brust, in die Kamera lächelnd. Sie war seine Heldin, ein Idol, unerreichbar. Nur einmal hatten sie miteinander gesprochen. Kurz vor dem Jahreswechsel 36/37. Oskar Deutschländer, ein drahtiger Wiener, der als Redaktionssekretär den Andruck überwachte, hatte ihn mit Express-Auftrag ins mittelalterliche Stadttor am nördlichen Ende der Tretjakowskigasse geschickt, wo die Redaktion residierte. Die Chefin hat noch was Dringendes, hieß es. Vor ihm lag ein halbstündiger Fußmarsch. Er ließ die altehrwürdige Druckerei *Iskra Revoljuzii*, Filippowskigasse Nummer 13, hinter sich, überquerte den Arbat, passierte das Gebäude von Gosplan, der staatlichen Plankommission, dann das Armeemuseum, erreichte die Mochowaja-Straße – wo man den Alexandergarten und die

Westfassade der Kreml-Festung erblickte – und das Gewerkschaftshaus, in dem man im August über Sinowjew und Kamenew Gericht gehalten hatte. Botengänge gehörten zu den leidigen Lehrlingspflichten. Otto vermisste seine Handschuhe, die ihm im Gedränge der Metro aus der Jackentasche gerutscht oder gestohlen worden waren. Mit dem russischen Winter ist es wie mit der unglücklichen Liebe, hatte Paolo Fiori, sein Zimmergenosse im Wohnheim an der Staraja Baschilowka, gesagt, das erste Mal glaubt man es nicht zu überleben, später gewöhnt man sich daran und spuckt durch die Zähne. Der Italiener lebte seit vier Jahren in der Union, schrieb Gedichte, die Otto nicht verstand – er schob es auf seine Unbildung und mangelnde Sprachkenntnis –, und arbeitete, obwohl Hafentarbeiter, als Rangierer am Weißrussischen Bahnhof. Die Nässe war schlimmer als die trockene Kälte. Während zu Weihnachten noch eisiger Frost geherrscht hatte, fielen jetzt dicke Flocken aus dem Winterhimmel und ließen den Schnee auf den Bürgersteigen zu Matsch werden. Die Innenstadt war eine einzige Baustelle. Häuserzeilen wurden abgerissen, Kolonnen von Lastkraftwagen, die Schutt aus der Stadt transportierten, verstopften die Straßen. Die Finger aneinanderreibend, stand Otto unschlüssig im Vorzimmer der Redaktion, bis die Schreibkraft von der Maschine aufblickte und ihn unwirsch, ohne seinen Gruß zu erwidern, durchwinkte. Sein Klopfen gegen die gepolsterte Tür erfuhr keine Antwort, also drückte er die Klinke und betrat das Büro. Dort saß eine ihm unbekannte Frau um die dreißig, die Beine übergeschlagen, einen Berg Fotografien betrachtend, der sich auf ihrem Schoß türmte. Sie trug ein schwarzes Kostüm, dunkelblaue Strümpfe und hochhackige Sommerschuhe, die nicht zum Wetter passten. Hier drinnen konnte man es freilich aushalten, das Zimmer war – wie die meisten amtlichen Räume – überheizt. Obwohl sich Otto beim Betreten des Gebäudes den Schnee von der Jacke geklopft und die Schuhe mit dem Reisigbesen geputzt hatte, bildeten sich um seine Füße sofort schmutzige Pfützen. Guten Tag, ich wurde zur Genossin Annenkowa bestellt, radebrechte er auf Russisch und zwang sich, auf der Stelle stehen

zu bleiben, um möglichst wenig Spuren zu hinterlassen. Die Frau blickte auf, da erkannte er sie. Maria Osten betrachtete ihn freundlich, wenn auch, wie er bemerkte, mit unverhohlenem Spott. Julia kommt gleich zurück. Eine helle Stimme. Ohne sich um seine Anwesenheit zu kümmern, sortierte sie ihre Fotos. Beim Betrachten mancher Bilder lächelte sie, als würde sie sich erinnern oder ein Gesicht erkennen. Eine wippende Locke fiel ihr in die Stirn und gab dem Katzengesicht einen frechen Schwung, die Lippen waren – entgegen der Zurückhaltung, die man hierzulande in diesen Dingen sonst pflegte – knallrot geschminkt, sie trug Ohringe und eine Kette aus erbsengroßen schwarzen Kugeln, ihre Augen – deren Farbe er nicht erkennen konnte – blickten schläfrig und hellwach. Sie stand auf, ging zum Schreibtisch und entnahm einer Holzkiste eine Zigarette. Vor einigen Tagen hatte Huppert, der Kulturredakteur Hugo, über sie gesagt: *Das schönste Gesicht der deutschen Partei. Im Kolonnensaal des Dom Sojusow.* Auf der Bühne schmetterte Ernst Busch mit geballter Faust den *Roten Wedding*. Wer ist das?, hatte er den Österreicher gefragt, der neben ihm saß. Maria Osten, unsere Korrespondentin in Spanien. Sie war schlank, einen Kopf kleiner als Otto. Statt die Genossin weiter anzustarren, blickte er sich im Zimmer um. Neben dem Fenster stand ein Bücherregal, dessen Bretter sich unter der Last der Bände bogen. Auf dem Parkett lagen Zeitungsstapel und Druckfahnen, hinter dem Schreibtisch hingen Porträts von Lenin und Stalin an der Wand. Was für ein Riesenglück, dachte Otto, hier arbeiten und leben zu dürfen, im Vaterland aller Werktätigen, das unter Stalins Führung zum Sozialismus marschierte und allen Feinden mutig trotzte. Alle persönlichen Kümmernisse waren so unwichtig, die Nachtschichten, das enge Zimmer, der Kampf mit der Sprache, die verlorenen Handschuhe. Wie heißt du?, fragte die Journalistin. Er stotterte seinen Namen heraus. Bist noch nicht lange hier? Schon zwei Jahre. Dafür ist dein Russisch ziemlich schlecht. Er wusste, dass sie recht hatte, trotzdem ärgerte ihn die Kritik. Ich arbeite viel mit Deutschen und Österreichern, und in der Druckerei sprechen alle deutsch, sogar die Sowjet-

bürger. Wie wohnst du, allein? Zu dritt, im Wohnheim. Wie redet ihr untereinander? Russisch. Trotzdem beherrschst du die Fälle nicht. Ich teile das Zimmer mit einem Italiener und einem Chinesen. Keine Freundin? Wie alt bist du? Zwanzig, sagte Otto und spürte, dass er rot wurde. Glücklicherweise öffnete sich in diesem Augenblick eine andere Tür, und Julia Iljitschina Annenkowa erschien mit zwei Teegläsern. Na endlich, ich dachte schon, ich müsste selbst kommen, sagte sie und nahm vier Manuskriptseiten vom Schreibtisch. Dieser Bericht über das Theater in Marxstadt muss in die morgige Ausgabe, dritte Seite, mit Foto. Sag Oskar, die Buchbesprechung fliegt, wir bringen sie nächste Woche, wird wieder böses Blut geben bei den deutschen Schriftstellern, ist aber nicht zu ändern. Die Mädchen sollen sich mit der Korrektur beeilen. Ich will, dass die Zeitung am Morgen in den Kiosken liegt, nicht erst wieder mittags. Damit war Otto entlassen. Im Hinausgehen hörte er die Katzenfrau sagen: Gute Aufnahmen, Julitschka, leider kann man viele nicht drucken. Zu unscharf?, hatte die Chefin gefragt. Im Gegenteil, zu viele Gesichter sind zu deutlich zu erkennen. Die Frauen schwiegen und legten die Fotografien zur Seite. Otto schloss leise die Tür.

...

Da Otto irgendjemanden in seine Begeisterung einweihen musste, ohne seine Herzensregungen zu offenbaren, übersetzte er am Abend in der Gemeinschaftsküche des Wohnheims seinem Zimmergenossen Paolo den Fünfspalter *Ich suche ein spanisches Kind*, geschrieben von Maria Osten, der im Oktober erschienen war und den Otto selbst hatte setzen dürfen. Der Italiener zeigte sich alles andere als begeistert. Er habe die Übersetzung verstanden, der Inhalt des Artikels sei in Ordnung, aber ob er nicht wisse, dass ein Sowjetgesetz Privatpersonen das Sammeln von Zeitungen und Zeitungsausschnitten bei Strafe untersage. Haferkorn lachte ihn aus. Was für eine verrückte Idee. Als Paolo Fiori ernst blieb, fragte er sich, worin der Sinn dieses angeblichen Verbots bestehen sollte, da

doch jeder Bürger im Land die *Prawda*, *Iswestija* oder *DZZ* lesen könne, in öffentlichen Schaukästen am Straßenrand oder, Glück oder Beziehungen vorausgesetzt, als Käufer am Kiosk oder, wenn man Künstler, verdienter Wissenschaftler des Volkes oder einflussreicher Funktionär war, sogar als Abonnent. Es sei ein gewaltiger Unterschied, ob man eine Zeitung lese oder sie aufbewahre, widersprach der Zimmergenosse. Wie wahr, hatte Otto mit selbstsicherer Ironie ausgerufen, mit einer Seite, die man nur las, aber nicht besaß, konnte man sich nicht den Hintern abwischen. Dein unbedarftes Gemüt, erwiderte der Italiener, ohne auf den scherzhaften Ton einzugehen, bricht dir irgendwann das Genick. Angeberei. Otto konnte es auf den Tod nicht ausstehen, wenn er ihn, der nur zwei Jahre jünger war, wie einen dummen Jungen behandelte. Was war daran gefährlich? Dynamit ist es, hatte Fiori behauptet. Nimm dieses Foto. Er griff sich die Titelseite der *DZZ* vom 10. November 1936, die Otto aufbewahrt hatte, weil sie ihn an den neunzehnten Jahrestag der Revolution erinnerte, den ersten, den er als Fahnenträger auf dem Roten Platz miterleben durfte. Die Aufnahme zeigte die Führer von Partei und Regierung auf der Tribüne des Lenin-Mausoleums. Siehst du diese Männer? Ich bin nicht blind. Was weißt du über sie? Paolos Stimme machte ihm Angst. Verdiente er sein Vertrauen, provozierte ihn der Kamerad oder wollte er ihn etwa in eine parteifeindliche Sache hineinreiten? Die besten Genossen des Landes nehmen die Parade ab. Gut, sagte der Italiener, so heißt es heute, aber wie kannst du annehmen, dass man diese Auffassung noch morgen teilt oder nächstes Jahr? Werden die Pioniere im Jahr 1950 die Namen Rudsutak oder Mikojan noch kennen? Oder Meshlauk, Kaganowitsch, Chruschtschow? Wieso nicht?, fragte Otto. Weil Menschen fehlbar sind, käuflich, hinterlistig, treulos, jemand, für den du heute die Hand ins Feuer legen würdest, kann sich morgen als ärgster Feind entpuppen. Das ist mir bekannt, gab er patzig zurück, ich lese die Beschlüsse der Partei genau so gründlich wie du, aber was hat der Kampf gegen die trotzkistischen Bankrotteure und Landesverräter mit dem Sammeln von Zeitungsausschnitten zu schaffen? Mehr,

als du denkst, Genosse Haferkorn, man muss jederzeit mit der politischen Unerfahrenheit der Massen rechnen. Ein harmlos anmutendes altes Foto kann in einem ungefestigten Charakter verheerende Folgen anrichten. Stell dir vor, ein unreifer oder wankelmütiger Mensch findet eine fotografische Aufnahme aus den Bürgerkriegsjahren, auf der beispielsweise Lenin und Trotzki im vertrauten Gespräch zu sehen sind. Kann er sich dies erklären? Otto schwieg beschämt. Oder angenommen, ein Komsomolze entdeckt, so wie ich eben, dein Zeitungsblatt, sagen wir, in zehn Jahren, und stellt fest, dass von den Genossen, die 1936 auf der Tribüne standen, die Hälfte inzwischen als Volksfeind entlarvt wurde. Müsste diese Erkenntnis sein Weltbild nicht erschüttern? Wie soll er verstehen, dass unser großer Führer Stalin gemeinsam mit Erzfeinden des Sowjetstaats die Werktätigen auf dem Roten Platz begrüßte? Von den zehn Funktionären, die das Foto zeigte, konnte sich Otto keinen als Verräter vorstellen. Paolo hielt sogar für möglich, dass einige von ihnen zur Fünften Kolonne gehörten. Etwa der altherwürdige Staatspräsident Kalinin? Oder Wlas Tschubar, der Volkskommissar für Finanzen, dem man nachsagte, er würde sich erschießen, wenn im Staatshaushalt auch nur eine Kopeke zu viel oder zu wenig bilanziert würde. Dass sein Wohnheimgenosse solche Entwicklungen für denkbar hielt, grenzte an trotzkistische Schädlingarbeit. Als erriete er seine Gedanken, sagte der Italiener: Das ist ja reine Spekulation, aber ein Kommunist muss mit allem rechnen. Die proletarische Wachsamkeit verlangt, dem besten Freund mit Misstrauen zu begegnen. Deswegen musst du, fuhr Paolo in seinem harten, stockenden Russisch fort, aufhören, Zeitungen zu horten, ich habe von einer Meldung an die Heimleitung bislang Abstand genommen, weil ich auf deine Einsicht baue, aber du weißt, nicht jeder nimmt so viel Rücksicht. Er zog die Augen zu Schlitzeln. Han, der Chinese, lag auf seinem Bett und büffelte Mathematik. Verstanden. Otto stopfte die Artikel in die Aktentasche, ich werde das Zeug verbrennen. Tatsächlich stieg er in den Heizungskeller hinunter, wo der Hausmeister Artjom die Kessel versorgte, wenn er nicht gerade seinen Rausch aus-

schlief. Wäre der Armenier vor Ort gewesen, hätte er den Papierstoß vielleicht mit einer raschen Bewegung in die geöffnete Ofenklappe geworfen, so begann Otto die Sammlung durchzusehen. Er zerriss unbedeutende Papiere, alle Seiten mit Fotografien, behielt aber die Artikel von Maria. Er würde auch keinen Brief von ihr weggeworfen haben. Dass sie ihm einmal schreiben würde, wagte er damals noch nicht zu hoffen. Das Gespräch mit dem Zimmergenossen ließ ihn vorsichtig werden. Er hörte auf, Kolzows Artikel aus der *Prawda* auszuschneiden, machte sich stattdessen die Mühe, sie Wort für Wort in ein Schulheft zu übertragen. Das war umständlich, verbesserte aber seine Kenntnis der russischen Sprache. Zum Zeitpunkt seiner Verhaftung war die Kladde bereits zu zwei Dritteln vollgeschrieben.

Der Kommandant schob den mit vier Butterbroten bestückten Teller hinter den Fernsprechapparat. Zu weit weg für Ottos Hände, aber nah genug, dass ihm der Geruch in die Nase drang. Weiß der Pole, wo du steckst? Es ist ihm egal, sagte Haferkorn. Du hast nichts gesagt? Von unserer Übereinkunft. Für wie blöd hielt ihn Kosinzew? Dass der Graphologe von selbst darauf gekommen war, dass sich der Häftling Nummer 80824 als Spitzel verdingte, würde er ihm nicht unter die Nase reiben. Folglich vertraut er dir? Zumindest tut er so, genau weiß man das bei ihm nie. Er schloss die verächtliche Bemerkung mit einem sehnsüchtigen Blick in Richtung Telefon, aber Kosinzew übersah die Bitte und forderte ihn mit einem Wink zum Reden auf. Otto staunte, während er vom Treiben im *Café Imperial* berichtete – *Imperialism, kak wysschaja stadija kapitalisma* hieß eine Schrift Lenins –, wie viel er von Schermanns Erzählungen erinnerte. Den Namen Janowitz hatte er sich gemerkt, weil es die gleichnamige Brücke über die Spree gab, den Musiker Schönberg, der Kraus kurz vor dem Überfall im Kaffeehaus gewarnt haben wollte, kannte er zwar nicht, allerdings gab es in Berlin einen Bezirk, der so hieß. Von dem Augenzeugen der Affäre, Fritz Schick, wusste er nur, dass er Lyriker war und sich wenige Wochen vor Österreichs Kotau in den Kopf geschossen hatte. Als er Karl Kraus erwähnte,

reagierte der Kommandant zunächst überhaupt nicht. Irgendwann blickte er auf. Der Einband dieser Zeitung war rot, sagtest du? Kosinzew dachte nach. Hat das eine Bedeutung? Vielleicht wegen des Feuers. Sie heißt *Fackel*. Und was verbindet den Polen mit diesem Schreiberling? Durch ihn ist er nach Amerika gekommen. Zumindest hat er das behauptet. Gut, sagte der Hauptmann, oder schlecht. Nicht besonders viel, was du da anbringst. Hat er den Psychiater erwähnt, kannten sich Kraus und Fischer? Den Satiriker hat Schermann, soweit ich verstanden habe, im Spätsommer 1915 persönlich kennengelernt, den Arzt, von dem Sie annehmen, dass er kein wirklicher Arzt war, erst ein Jahr später. Ich werde in der Zentrale ein paar Erkundigungen über diesen Zeitungsmann einholen. Nach dem Februaraufstand 1934 flohen Hunderte Schutzbündler in unser Land und wurden mit offenen Armen empfangen. Später erwiesen sich viele als undankbar und politisch labil und wurden zu Feinden der Sowjetunion. Nicht alle wurden erschossen. Wenn dieser Kraus wirklich so eine Ausnahmeerscheinung war, wie Schermann behauptet, sollten sich in den Zellen der Lubjanka noch ein paar Skelette finden lassen, die das bezeugen. Du musst Namen aus ihm herauspressen. Wir brauchen alle Verbindungsleute. Ich versuche, was ich kann, sagte Otto, aber mir fehlt Erfahrung. Fast hätte er angefügt, dass er sich nicht für die Agententätigkeit eigne, aber der Anblick der Brote ließ ihn verstummen. Erzähl von dir, wie du nach Moskau gekommen bist, wen du getroffen hast, gib ihm das Gefühl, du würdest ihm vertrauen, dann wird er sich auch dir öffnen. Je mehr du von dir preisgibst, um so bereitwilliger wird auch er auspacken. Worte sind im Lager eine Währung, das dürftest du wissen. Manch einer wird satt davon. Hauptmann Kosinzew nahm sich ein Butterbrot und biss genüsslich hinein. Kauend gab er dem Posten ein Zeichen. Abführen.

Anfang Februar 1937 hatte Richard Grewe, der Parteiorganisator der DZZ der Belegschaft mitgeteilt, dem Betrieb werde eine hohe Ehre zuteil, sie bekämen Besuch, am Nachmittag werde die Redaktionsleiterin den Schriftsteller und Antifaschisten

Lion Feuchtwanger durch die Druckerei führen. Da muss erst eine Berühmtheit auftauchen, damit sich die Chefin an der Basis blicken lässt, hatte Erwin Riemer, der Metteur, in seinen Bart gebrummelt und Otto dann, als wollte er seinem Ärger Luft machen, aufgetragen, schleunigst Besen, Scheuerlappen und Eimer aus der Putzkammer zu holen. Da seine Kollegen an den Linotypen arbeiteten, er aber nicht als Drückeberger auffallen wollte, begann Otto den Boden zwischen den Umbruchtischen zu wischen, eine Arbeit, die seine Proletarierehre beleidigte und im Grunde unnötig war, herrschte doch, dank des Brigadiers straffer Leitung, in der deutschen Abteilung mustergültige Ordnung. Auf jeder zweiten Vollversammlung wurden sie von der Betriebsleitung als Vorbild herausgestellt, eine Aufmerksamkeit, welche die Beziehungen zu den anderen Werkstätten nicht unbedingt verbesserte. Otto hockte noch auf den geölten Dielen und schwang den Lappen, als die dreiköpfige Delegation aus dem Saal der Rotationspressen kam, Julia Iljitschina Annenkowa, ein untersetzter Herr im grauen Anzug und, zu Ottos Erstaunen, Maria Osten mit braunem Rock und roter Russenbluse. Was für eine Höllenmusik, stöhnte der Ankömmling, keine fünf Minuten würde ich dort aushalten. Feuchtwanger strich sich mit der Hand über das nach hinten gekämmte Haar und lockerte burschikos und, wie Otto fand, theatralisch, den Krawattenknoten. Genossen, rief die Chefredakteurin, ich bitte um einige Minuten Aufmerksamkeit, um euch unseren Gast vorzustellen, den Autor vieler wunderbarer Bücher, den Kämpfer gegen Faschismus und Krieg, unseren großartigen Freund und Gefährten Lion Feuchtwanger. Otto ließ den Wischlappen fallen und klatschte wie seine Kollegen Beifall. Erwin begrüßte die Delegation im Namen der Setzerei, reichte allen die Hand, zunächst dem Dichter, der Chefin, dann der Katzenfrau. Otto suchte ihren Blick, aber sie machte, falls sie ihn wiedererkannte, keine Anstalten, dies zu zeigen. Möchten Sie ein paar Worte zu den Genossen sprechen? Feuchtwanger wirkte müde, räusperte sich und sagte: Liebe Freunde, ich bin beeindruckt von eurem Werk. Nie hätte ich geglaubt, dass ein so stiller Gegenstand

wie eine Zeitung mit solchem Lärm zur Welt kommt. Macht nur weiter, ich will euch nicht von eurer wichtigen Arbeit abhalten. Dagegen hätte nun wirklich niemand etwas einzuwenden gehabt, höchstens der Meister, der allen täglich einzureden suchte, bei ihrem Produktionstempo wäre es unmöglich, das Blatt pünktlich auszuliefern. Die Redaktionsleiterin ergriff die Initiative. Genossen, wie ihr wisst, war unser Freund Feuchtwanger als Beobachter zum Prozess geladen, den die Staatsorgane gegen das sowjetfeindliche trotzkistische Zentrum um die Verbrecher Pjatakow, Radek, Sokolnikow und Serebrjakow führten, er hat erlebt, wie die heimtückischen Handlanger der Faschisten sich vor dem Gesetz zu ihren Untaten bekannten. Gibt es dazu Bemerkungen oder Fragen? Niemand hob die Hand. Obwohl es üblich war, ausländischen Besuchern schöpferische Aussprachen vorzuführen, gab sich die Chefin in diesem Fall mit dem kollektiven Schweigen zufrieden und fügte an: Jedenfalls hat mir Genosse Feuchtwanger versprochen, über die erschütternden Stunden im Gerichtssaal und seine Erlebnisse in unserer Heimat einen Artikel zu verfassen, exklusiv für unsere Zeitung. Wer meine Bücher gelesen hat, erklärte der Dichter, kennt das Grundthema, das mich beschäftigt: der ewige Kampf der Vernunft gegen die Dummheit. Ihr, liebe Freunde, seid die Baumeister eines Staats, der sich auf den Fundamenten der Vernunft gründet. Der Kampf um seine Erhaltung führte uns zusammen, wir sind Bundesgenossen. Jetzt zeigte doch noch eine Hand eine Wortmeldung an. Otto glaubte, in Annenkowas Gesicht ein nervöses Zucken zu bemerken. Ein Blick auf die Uhr. Aber bitte kurz und präzise, forderte sie mit leiser Stimme. Der Drucker, der vor die Versammlung trat, hieß Ole, kam aus Hamburg und galt als Spaßvogel. Eine persönliche Frage. Ich möchte dem Genossen Schriftsteller alles Gute zum neuen Jahr wünschen und wissen, ob er zur Feier im Kreml eingeladen war und was er sich für 1937 vorgenommen hat? Feuchtwanger lachte. Die letzten Wochen, sagte er, seien so angefüllt und großartig gewesen, dass er sich kaum noch an Silvester erinnere, wenn ihn jedoch sein Gedächtnis nicht täusche, habe er gleich mehrere gute

Vorsätze gefasst, zunächst wolle er weniger rauchen, regelmäßiger schlafen, er beabsichtige, rasch einen Bericht über seine Reise zu verfassen, um ein paar der Lügen aus der Welt zu schaffen, die über Sowjetrussland verbreitet werden, daneben sitze er gerade über dem Anfang eines neuen Romans, aber das sei bei ihm zu jeder Zeit der Fall. Und was die Feier betreffe, setzte er hinzu, so habe er das Vergnügen gehabt, das neue Jahr mit klugen Freunden und schönen Frauen begrüßen zu können, zwei wichen seitdem glücklicherweise nicht mehr von seiner Seite, Julia Annenkowa und Maria Osten. Auch habe ihn das Feuerwerk beeindruckt, die Menschenmenge auf dem Roten Platz und die Glockenschläge um Mitternacht. Otto hörte die Rede nur mit einem Ohr, er sah die Katzenfrau, eine wirkliche Schönheit, und daneben seine Chefin, die ihm plump vorkam, mit ihrem kräftigen Kinn und dem Schildkrötenhals. Die Annenkowa war nicht hässlich, aber man konnte sie unmöglich mit Maria vergleichen, der federleichten Tänzerin mit den grünen Augen. Jetzt hatte er ihre Farbe erkannt. Beifall schreckte ihn auf. Mechanisch klatschte Otto in die Hände.



Rafael Schermann (Autogrammkarte an Karl Kraus, 14. Februar 1916)

Steffen Mensching

Wie ich zu Rafael Schermann kam

Manche Bücher wachsen langsam und gewinnen auf seltsame Weise Gestalt. Die Geschichte von »Schermanns Augen« ist derart. Die frühesten historischen Forschungen, die in den Roman einfließen, begannen im Jahr 1994. Damals wollte ich ein Buch schreiben, das die letzten Tage der Brecht-Mitarbeiterin Margarete Steffin in Moskau beschrieb, wo sie von Maria Osten, einer klugen und mutigen Journalistin, gepflegt wurde. Beide Frauen waren gleich alt, die eine wurde am 21. März, die andere am 20. März 1908 geboren. Bei meiner Recherche stieß ich auf Hugo Hupperts Tagebücher, die im Archiv der Akademie der Künste liegen. Gleichzeitig stolperte ich dort über das Traumbuch von Rudolf Leonhard, in dem Maria Osten tatsächlich mehrfach erwähnt wurde. Die Geschichte der beiden Frauen wurde nicht geschrieben, statt dessen gab ich Teile des Leonhard'schen Traumbuchs heraus. »In derselben Nacht. Das Traumbuch des Exil« erschien 2001. Dann ging ich für längere Zeit nach New York, lernte Emigranten aus Deutschland und Österreich kennen, traf einen jüdischen Antiquar, der mir zum Kauf von viertausend deutschen Büchern riet, ein Geschäft, auf das ich einging, um daraus einen Roman zu verfertigen. »Jacobs Leiter« erschien 2006. In diesen Jahren hatte ich gute Freunde in New York, fuhr regelmäßig über den großen Teich und wohnte dann bei Lily Ruth Hull, die 1919 als Lily Waldapfel in der Wiener Berggasse geboren worden war und 1939 mit ihrer Großmutter nach Amerika emigrierte. Im Konvolut der Büchersammlung, die ich Jacob abgekauft hatte, befand sich ein Exemplar der Experimentalprotokolle, die Oskar Fischer 1916 mit Rafael Schermann unternommen hatte. Mehr aus einer Laune heraus als aus spirituellem Interesse begann ich mich mit Schermann zu beschäftigen. Da Lily stets Anteil an meiner Arbeit nahm, fragte sie mich eines Tages, was ich gerade schrieb oder zu schreiben versuchte. Ich gab ihr – da ich ungern über Projekte spreche, die im Entstehen

sind – eine vage Antwort: Ich beschäftigte mich mit einem Graphologen, der in der Zwischenkriegszeit in Wien gelebt hat. Meine Freundin, die als Kind und Jugendliche an der Schwarzwaldschule gelernt hatte - und stets mit einem unverhohlenen Stolz erzählte, dass Kokoschka ihr Zeichenlehrer gewesen sei - war sofort sehr interessiert. Wie hieß der Mann?, fragte sie. Als ich ihr den Namen nannte, rief sie: Ach, der Schermann, den kenn ich. Dies war eine leichte Übertreibung. Allerdings hatte ihre Mutter im Jahr 1926 Lilys erste schriftliche Aufzeichnungen dem Wundermann zugetragen, in der Hoffnung, der Graphologe könnte ihr etwas über das eigene Kind, das wohl früh einen sehr eigenen Kopf hatte, erzählen. Und?, fragte nun ich, hat er etwas prophezeit, das später eingetreten ist? Und ob, meinte meine alte Freundin, er hat die Mutter gewarnt, sie möge auf ihre Tochter achten, diese würde sehr früh den Männern den Kopf verdrehen. Aha, sagte ich, eher enttäuscht über die Wahrsagung. Und dann, ich war kaum zwölf, sagte Lily, wollte mich in der Türkei ein Mann vom Fleck weg heiraten. Sie wusste noch weitere Legenden, die sich um Schermanns Taten rankten, konnte sie sich seine Weissagungen aber auch nicht erklären. Lily war nämlich eine Frau, die zu hundert Prozent im Diesseits lebte. Aber irgendetwas, sagte sie, muss er doch gekonnt haben, das andere nicht konnten. Sonst wären ihm nicht so viele kluge Leute hinterhergerannt. Genauso erging es mir mit dem Wundermann. Seine Leistungen waren unglaublich, wie kam es, dass so viele klarsichtige Denker und Schriftsteller begeistert von ihm berichteten? Kokoschka, Eisenstein, Hirschfeld, Bruckner, Natonek, Wolfskehl, Stadler, Stekel, Karl Kraus, die Laskerschüler? Wie stellte er das an? Was konnte er wirklich? Ich durchforstete alle möglichen Archive und Nachlässe, sammelte tausende Dokumente über das Leben dieses außergewöhnlichen und schillernden Mannes. Eines Tages entdeckte ich in einem alten Lexikon im Leo Baeck Institute in New York die Erwähnung, Schermann sei zuletzt 1941 in Sibirien gesichtet worden, wohin ihn die Sowjets bei Ausbruch des Krieges evakuiert hätten. Nachforschungen bei polnischen

und russischen Quellen bestätigten diese Vermutung aus dem Jahr 1943. Mit dieser Information begann die Arbeit am Roman im Jahr 2006. Die Grundidee, den Graphologen in einem Arbeitslager auf einen jungen deutschen Kommunisten treffen zu lassen, bot mir die Chance, Schermanns Leben ins Auszüge zu erzählen, seinen Legenden Raum zu geben, ohne sie als objektiv anzuerkennen, seine Lebenswahrheit mit anderen Auffassungen zu konfrontieren, neben die okkulte Perspektive eine politische und historische zu setzen. Eigene Zweifel an seiner Größe und Unfehlbarkeit konnte ich anderen in den Mund legen. Nachdem ich circa 200 Seiten geschrieben hatte, bekam ich 2007 das Angebot, die Intendanz am Theater in Rudolstadt zu übernehmen. Die schriftliche Arbeit am Roman kam für mehrere Jahre zum Erliegen, allerdings gingen die Recherchen weiter. Sie bezogen sich nun nicht mehr nur auf das Leben und Wirken des Graphologen, sondern auch auf das Exil in der Sowjetunion, die Geschichte der Deutschen Zentral-Zeitung, das Schicksal der polnischen Kontingentsflüchtlinge, das Milieu und die Gesetze der russischen Unterwelt, weiterhin das Leben und Wirken des bedeutenden französischen Zeitungsmannes Lucien Vogel und seiner Familie. Jetzt konnte ich auch auf meine Forschungen zu Maria Osten zurückgreifen. Einige Freunde hatten mich bei meiner Recherche begleitet. Die Literaturhistorikerinnen Silvia Schlenstedt und Simone Barck unterstützten mich mit vielen Hinweisen, die Emigration in der Sowjetunion betreffend. Simone stellte mir handschriftliche Notizen zur Verfügung, die sie sich in sowjetischen Archiven gemacht hatte, als sie über Maria Osten forschte. Mit meinem New Yorker Freund Robert Cohen sprach ich seit 1998 über das Exil-Projekt, er war bis zur letzten Korrektur ein kritischer Anreger. Lily Ruth Hull hielt ich bis zu ihrem Tod über das Schermann-Buch auf dem Laufenden. Wenn ich sie besuchte, fragte sie: Was macht Schermann? Oft genug musste ich gestehen, dass der Roman nicht vorankommt. In der Nacht, als sie starb, am 31. Mai 2014, gab ich ihr – über tausende Kilometer Entfernung – das Versprechen, die Geschichte, von der ich ihr oft erzählt hatte, zu Ende zu

schreiben. Du schaffst das, sagte sie immer wieder, du schreibst doch leicht. An diesem Punkt war sie einer schönen Illusion aufgesessen, doch bin ich ihr dankbar, dass sie mich mit ihrer Freundschaft und ihrem Vertrauen in die Pflicht nahm.

Die Schrift bedeutet den Menschen, sie wirkt
aus der Ferne und lügt nie. —

Es schreibt nicht die Hand,
es schreibt das Gehirn. —

Wien 6. September 1931.

Rafael Schermann

Die Schrift bedeutet den Menschen, sie wirkt
aus der Ferne und lügt nie. —

Es schreibt nicht die Hand,
es schreibt das Gehirn. —

Wien 6. September 1931

Rafael Schermann



Der Autor

Steffen Mensching, geb. 1958 in Berlin (Ost), studierte an der HU Berlin Kulturwissenschaft und arbeitete viele Jahre als freiberuflicher Autor, Schauspieler, Clown und Regisseur. Bekannt wurde er vor allem durch die Clownsprogramme, die er mit seinem Partner Hans-Eckardt Wenzel auf die Bühne gebracht hat (u. a. »Letztes aus der DaDaeR«, 1983-1989). Seit der Spielzeit 2008/09 ist Steffen Mensching Intendant am Theater Rudolstadt.

1979 debütierte er mit einem Gedichtband, zuletzt veröffentlichte er im Aufbau Verlag die Romane »Jacobs Leiter« (2003) und »Lustigs Flucht« (2005) sowie »In derselben Nacht«, Rudolf Leonhards »Traumbuch des Exils« (2001).

Leseprobe aus:

Steffen Mensching
Schermanns Augen
Roman

820 S., geb., Schutzumschlag
28 € (D); 28,80 € (A)
ISBN 978-3-8353-3338-3

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Wallstein Verlag, Göttingen 2018
www.wallstein-verlag.de

Vom Wallstein Verlag gesetzt aus der Stempel Garamond
Umschlaggestaltung: Stine Wiemann
Kartengestaltung: Peter Palm
Druck und Verarbeitung: Pustet, Regensburg

Ein glänzend recherchierter Gulag-Roman
mit deutschen und polnisch-österreichischen
Protagonisten. Eine Rückschau ins mondäne
Wien der zwanziger Jahre.

Eine spannende, ergreifende Geschichte
über die Behauptung des Individuums
unterm Rad der mörderischen Geschichte
des 20. Jahrhunderts.

